

(Nachdruck verboten.)

22]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht war die Familie außer sich vor Angst, daß Ona und der Knabe ihre Plätze verloren hätten. Am anderen Morgen gingen sie früher als je, nachdem Jurgis den widerspenstigen Knaben geschlagen hatte. Die Sache war eben keine Kleinigkeit, es ging auf Leben und Tod. Von Stanislovas konnte man nicht erwarten, daß er das begriff: lieber im Schnee erfrieren, als die Stelle an der Schmalzmaschine verlieren! Ona war ganz sicher, daß sie ihre Stelle befeht finden würde, und als sie endlich bei Browns ankam und erfuhr, daß die Vorsteherin selbst nicht gekommen war und deshalb zur Nachsicht bereit war, wurde ihr vor Freude schier schwindlig.

Infolge dieses Vorfalles blieben drei von den Fingern des kleinen Stanislovas steif, und jeden Morgen mußte der arme Bengel mit Schlägen aus dem Hause getrieben werden, wenn Schnee lag. Jurgis wurde veranlaßt, den Jungen zu schlagen, und weil die Bewegung in seinem Fuße schmerzte, so schlug er kräftig zu. Das diente nicht dazu, die Weichheit seines Temperaments zu vermehren. Der beste Hund wird ja endlich wütend, wenn er immer an der Kette liegen soll — und mit dem Menschen steht's ebenso. Jurgis hatte den ganzen Tag weiter nichts zu tun, als langgestreckt dazuliegen und sein Schicksal zu verwünschen. Und es kam eine Zeit, wo er alles verwünschte. Doch wahrte ein solcher Ausbruch nie lange, denn wenn Ona anfing zu weinen, konnte Jurgis nicht zornig bleiben. Der arme Bursche mit seinen eingesenkten Wangen und den langen schwarzen wilden Haaren glich einem Gespenst. Er war wahrhaftig zu niedergedrückt geworden, um an das Haarschneiden zu denken und auf sein Aussehen Wert zu legen. Seine Muskeln schwanden, und was von ihnen übrig blieb, war weich und schwach. Er hatte keinen Appetit, und sie konnten ihn nicht mit Delikatessen zum Essen reizen. Er meinte, es wäre besser, wenn er nicht esse, man spare dadurch. Ende März geriet ihm Onas Bankbuch in die Hände, und er erfuhr, daß er nur noch 3 Dollar besaß.

Das schlimmste aber in dieser langen bösen Zeit war, daß noch ein anderes Familienglied verloren ging. Bruder Jonas verschwand. Eines Sonnabendsabends kam er nicht heim, und alle Anstrengungen, eine Spur von ihm zu bekommen, waren vergebens. Der Aufseher bei Durhams sagte, Jonas habe seinen Wochenlohn erhalten und seinen Platz aufgegeben. Das konnte wahr sein oder auch nicht, denn die Aufseher sagten das manchmal, wenn ein Mann durch einen Unfall getötet ward — es war ja das leichteste für alle, die es anging. War z. B. ein Mann in einen von den großen Kesseln gefallen und zu „reinem Schweineschmalz“ oder „unvergleichlichem Düngemittel“ geworden, so lag gar kein Grund vor, den Unfall bekannt werden zu lassen und die Familie damit unglücklich zu machen. Ja, das konnte auch bei Jonas geschehen sein, aber wahrscheinlicher war es schon, daß Jonas fortgegangen war, um anderswo sein Glück zu versuchen. Er war schon länger unzufrieden gewesen, und nicht ganz ohne Ursache. Er bezahlte gutes Kostgeld und war doch genötigt, in einem Hause zu leben, in dem niemand satt wurde. Da aber Marija ihren ganzen Verdienst hergab, so fühlte er sich verpflichtet, das Gleiche zu tun. Und das ärgerte ihn. Dann gab's schreiende Bälger im Hause und alle Arten von Glend. Ein Mann mußte ein gut Teil von einem Helden in sich haben, um da ohne Murren standzuhalten, und Jonas war nichts weniger als ein Held — er war einfach ein wetterharter Bursche, dem es behagte, ein gutes Abendessen zu haben, beim Feuer zu sitzen und in Frieden seine Pfeife zu rauchen, bevor er zu Bett ging. Hier war für ihn kein Platz am Feuer, und den ganzen Winter hindurch war die Küche nicht einmal behaglich warm. Was war also begreiflicher, als daß ihn mit dem Frühling das wilde Verlangen zur Flucht ergriff? Zwei Jahre hatte er wie ein Pferd in Durhams dunklen Stallern gearbeitet — ohne Unterlaß jeden Tag, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, und ohne ein Wort des Dankes. Nur Verwünschungen und Prüffe hatte er erhalten,

welche ein Hund nicht ertragen hätte. Und jetzt war der Winter vorbei, die Frühlingswinde wehten, und in einem Tagesmarsche konnte ein Mann den Rauch von Packington hinter sich lassen und dort leben, wo das Gras grün war und die Blumen in allen Farben des Regenbogens blühten!

Aber mit seinem Fortgehen war das Einkommen der Familie um mehr als ein Drittel geschmälert, die Kostfrage aber nur um ein Gstel vermindert worden. Sie waren schlimmer dran als je. Sie mußten Geld von Marija borgen, das Bankkonto angreifen und Marijas Hoffnungen auf Heirat und Glück wieder zerstören. Selbst bei Lamoszius Kuszleika gerieten sie in Schulden und machten den armen Mann noch ärmer. Der arme Lamoszius hatte keine Verwandte, und bei seinem Talent hätte er sich ein Vermögen sammeln können, aber er war verliebt und darum ließ er sich mit in den Abgrund ziehen.

Endlich ward beschlossen, daß noch zwei der Kinder die Schule verlassen sollten. Hinter dem 15jährigen Stanislovas kam ein Mädchen, die kleine Kotrina, die zwei Jahre jünger war. Dann kamen zwei Knaben, Vilimas, elf — Nitolajas, zehn Jahre alt. Beide waren gesund, und warum sollte gerade diese Familie darben, wenn Zehntausende von ebenso alten Kindern ihren Unterhalt verdienten?

So wurde ihnen denn eines Morgens ein Brot mit Wurst in die Hand gegeben, und bedrückt im Gemüt von allerhand guten Ratsschlägen wurden sie ausgeschied, um ihren Weg zur Stadt zu machen und den Zeitungsverkauf zu erlernen. In Tränen kamen sie abends zurück, um zu berichten, daß ein Mann ihnen angeboten, sie zu einem Ort zu führen, wo Zeitungen verkauft wurden. Er hatte ihr Geld genommen, war in den Laden gegangen und ward nicht mehr gesehen. Sie bekamen die Peitsche und wurden am nächsten Morgen wieder fortgeschickt. Dieses Mal fanden sie den Zeitungsstand und kauften sich einen Vorrat. Nachdem sie bis Mittag umhergewandert waren und „Paper!“ zu jedem, dem sie begegneten, gesagt hatten, waren ihnen ihre Zeitungen weggenommen worden, und sie hatten eine Tracht Prügel von einem Zeitungsmann bekommen, dessen Revier sie überschritten hatten. Glücklicherweise hatten sie aber wenigstens einige Zeitungen verkauft und kamen fast mit derselben Summe nach Hause, die sie mitgenommen. Aber nach einer Woche voller Mißgeschick begannen die kleinen Burschen ihr Geschäft zu begreifen. Sie kannten die Namen der Zeitungen und wußten, wieviel Stück sie von jeder nehmen, wem sie sie anbieten mußten, wohin sie zu gehen und wo sie fortbleiben mußten. Dennoch konnten sie, wenn sie das Haus um 4 Uhr morgens verließen und den ganzen Tag bis spät in die Nacht in den Straßen herumliefen, um erst die Morgen- und dann die Abendblätter zu verkaufen, nur 20 bis 30, vielleicht auch einmal 40 Cent heimbringen. Davon ging noch das Fahrgehalt ab, da die Entfernung zu groß war. Doch nach einiger Zeit bekamen sie Freunde und lernten es, in die Wagen zu schlüpfen, wenn der Kondukteur nicht her sah und sie sich in der Menge verkriechen konnten. Dreimal in vier Fällen konnten sie sicher sein, nicht wegen der Fahrkarte behelligt zu werden oder nicht gesehen zu werden. Oder sie gingen an, wenn der Kondukteur doch zu ihnen kam, in den Taschen herumzusehen und zu weinen. Entweder bekamen sie dann das Fahrgehalt von einer gütigen alten Dame geschenkt oder sie versuchten den Kniff in einem anderen Wagen. Sie hielten das für nichts Böses. Wessen Schuld war es denn, daß die Wagen zu der Zeit, wenn die Arbeiter von oder zu der Arbeit gingen, so überfüllt waren und die Führer das Geld nicht einsammeln konnten? Die Gesellschaften waren überdies Diebe — sagten die Leute — sie hatten mit Hilfe schurkischer Politiker alle Vorrechte armer Leute gestohlen! Nun der Winter vorbei war und keine Schneegefahr mehr herrschte, keine Kohlen mehr gekauft zu werden brauchten, die Kinder weggeschickt werden konnten wenn sie schrien, und Geld genug verdient wurde, um Woche für Woche durchzukommen, besserte sich auch Jurgis' böse Laune. Der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit an alles, und Jurgis hatte sich auch daran gewöhnt, im Hause zu liegen. Ona bemerkte es und gab sich große Mühe, den Frieden seines Gemütes nicht zu stören. Sie verheimlichte ihm, daß sie sehr litt. Es war die Zeit der Frühlingschauer, und Ona mußte öfters fahren, trotz der Kosten. Sie wurde jeden Tag bleicher,

und zuweilen tat es ihr, trotz all ihrer festen Entschlüsse, weh, daß Jurgis das nicht sah. Sie fragte sich dann, ob er sie wohl noch so lieb hätte wie sonst, oder ob das Elend seine Liebe gestört hätte. Sie war die meiste Zeit von ihm entfernt und trug ihre Leiden allein, wie er die seinen. Wenn sie zu Hause kam, war sie so müde, und wenn sie zusammen sprachen, so sprachen sie nur über ihre Not und ihr Elend — es war wahrhaftig schwer, unter solchen Gesprächen weiche Gefühle zu bewahren. Der Schmerz über alles das flammte zuweilen in Dna hoch auf, in der Nacht schlang sie wohl einmal ihre Arme plötzlich um ihren Gatten, brach in Tränen aus und fragte, ob er sie noch lieb habe. Und der arme Jurgis, der unter dem Drucke der Not wirklich immer mehr ein verbitterter Mann geworden war, wußte nichts Rechtes darauf zu erwidern und erinnerte sich nur, wann er zuletzt zornig gewesen. Dna mußte ihm vergeben und weinte sich in den Schlaf.

In den letzten Tagen des April ging Jurgis zum Arzt und bekam eine Binde um das Gelenk und die Erlaubnis, zur Arbeit zu gehen. Dazu war leider mehr nötig als diese Erlaubnis. Wie er sich im Schlaftaum bei Browns zeigte, bedeutete ihm der Vorarbeiter, daß sein Platz nicht aufbewahrt hatte bleiben können. Jurgis begriff: der Vorarbeiter hatte einen anderen gefunden, der gut arbeitete und wollte keine neue Aenderung. Jurgis stand traurig im Torwege, sah seine Freunde und Gefährten arbeiten und kam sich wie ein Ausgestoßener vor. Dann ging er und stellte sich zwischen die Menge der Arbeitslosen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dieser Schurk', der Matkowitzsch!

Von Roda Roda.

Gabriel Matkowitzsch, von dem die Welt nochmals bewundernd als von dem größten Schurken des dreieinigen Königreiches sprach, war eigentlich ein behäbiger Spießer. Wenn er nicht eben ah oder jagte, verkaufte er Seife, Leder, Eisen, Kaffee, Tabak, Briefmarken, Samereien, Taschmesser, Schnittwaren — und alles, was sonst in diese Fächer und dazwischen fällt. Er war Sparrassendirektor, Gemeinderat und zweiter Ehrenoberkommandant der Dolinaer Feuerwehr. Er hatte auch einen Pflaumengarten, einen Gemüsegarten — und im Dorort Solowgaj einen Bauernhahn. Vor allem aber war er ein Wucherer erster Güte. Brauchten nämlich die armen Slowaken von Solowgaj im Frühjahr Geld, so gab er ihnen ein Faß künstlichen Slitowitsch auf Borg und riet ihnen, das Faß bei Schandor Komatschitsch zu Geld zu machen. Komatschitsch aber war Gabriels Pappenvirt, denn Gabriel hatte auch einen Gasthof. Im Herbst fuhr er dann nach Solowgaj hinaus und heimste ein Faß echten, neuen Pflaumenbranntweins ein. Wenn aber ein wohlhabender Bauer um Geld zur Sparrasse kam, wies ihn Gabriel als „nicht kreditwürdig“ ab und gab ihm dann das Geld zu Hause aus dem eigenen Schrank — nur aus reinem Mitleid und ganz ohne Zinsen. Zinsen nahm er nämlich nie, das ist gemein. Er nahm nur Mais oder Weizen.

Weil er nun niemals Zinsen nahm, verkehrte er mit der besten Gesellschaft von Dolina — mit den Offizieren der Batteriedivision, mit den Beamten vom Komitat und der abgetakelten Baronin, die auch zur Gesellschaft gehörte. Er hätte auch da prächtige Geschäfte machen können. Aber er hatte Grundjäge. Er machte nie Geschäfte in „seinen“ Kreisen.

Wie oft nahm ihn ein Oberleutnant beiseite oder ein politischer Adjunkt! Gabriel Matkowitzsch lächelte liebenswürdig, zog bedauernd die Brauen hoch und schüttelte leise den Kopf. Sprach man dann länger auf ihn ein, ward seine klägliche Miene schmerzlich süß — man sah, wie gewaltig er mit den Gefühlen kämpfte, die er für die besseren hielt — und schließlich, ja schließlich schüttelte er zusagehend die pumpende Freundeshand.

Gabriel Matkowitzsch liebte Ungern und wenig, immer erst nach heldenmütiger Gegenwehr. — Aber er mahnte nicht und verlangte nie sein Kapital.

Denn Gabriel Matkowitzsch hatte eine krankhafte Liebe zu der „besten Gesellschaft“. Vom Gerichtspraktikanten gegrüßt zu werden war ihm ein Fest. Er stand auf der Straße und sah den Praktikanten kommen. Flugs wandte er sich herum. Er schaute nicht geradezu weg — sonst hätte sich der Praktikant den Gruß vielleicht erspart. Er sah auch nicht geradezu hin, sonst hätte er vielleicht zuerst grüßen müssen. Er blickte angelegentlich zum Kirchturm hinauf, und sobald der Praktikant daran ging, nur die Hand zu rühren, kam er ihm freudig zuhörig: „Ah, guten Tag, guten Tag, mein lieber Herr von Treschek! Wie steht das werthe Befinden? Gut geschlafen, Herr von Treschek? Ebenfalls — danke sehr, danke sehr, Herr von Treschek!“

Für die abgetakelte Baronin hatte er eine abgöttische Verehrung. Ihr diente er mit Bönne. — Die Baronin nahm bei ihm Waren auf Quartalsrechnung. Das Viertel war um, da kam sie rauschend in den Laden, legte das Buch hin, und er zählte zusammen. Sie stand dabei, die Börse in der Hand. Gabriel Matkowitzsch machte einen artigen Strich unter die Summe, schrieb „Danke sehr salbirt“ hin, und die Baronin erzählte . . . erzählte eine Geschichte von lauter Hoheiten, Prinzen und Prinzessinnen — bis sie das Buch nahm und ging, — ohne gezahlt zu haben.

Gabriel Matkowitzsch hatte eine Frau, die er eigens der „besten Kreise“ wegen gefreit hatte. Schon der Name: Angelina! Was könnte eine Angelina anderes tun, als Dame sein? Und das war sie, weiß Gott! Da tat ihres niemand zuvor! Sie brauchte nur unter die Frauen Dolinas zu treten und augenblicks ward's still — denn man hatte von ihr gesprochen. Sie brauchte nur ein himmelblaues Kleid anzuziehen, und die himmelblauen Stoffe stiegen im Preise. Sie brauchte nur an der Kaserne vorbeizugehen, und sogar der Herr Major nahm eine Pöse an.

Frau Angelina war auf der Puzta aufgewachsen. Diese Augen hatten all die Mädchenjahre lang sinnend und sehrend ins Weite gesehen nach dem großen Abenteuer. So hatte sie Gabriel Matkowitzsch gefunden.

Angelina wußte es immer: er war nicht der Rechte. Aber da ihr Glaube ein wartender war, hielt sie die Heirat mit dem Provinzkrös für eine Stufe ihrer Himmelstleiter, sträubte sich nicht lange und sagte ja. So kam sie nach Dolina.

Der Ort war ihr ein kleines Paris. Die gesellschaftlichen Erfolge, der langbegehrte junge Liebesgenuß betäubten sie. — Ihr war's eine Zeitlang, als habe sie gefunden . . . Als sie erwachte, sah sie ihre Wünsche größer als alles, was man ihr bieten konnte. Da wurden die seligen Augen wieder sinnend und erwartend und blickten ins Weite — über all die armseligen Provinzgalans hinweg nach dem Rechten.

Gabriel Matkowitzsch erwachte nicht. — Er hatte alles, wonach er verlangte: das größte Vermögen, eine schöne, unnahbare Frau, die schönste im Komitat, und vornehme Leute, die ihn um der Frau willen doppelt und dreifach respektierten. — Er erwachte auch nicht, als Hauptmann Conte Callini nach Dolina transferiert wurde, ja, auch dann nicht, als Frau Angelina sich sichtbar vor aller Augen veränderte. Und Gabriel Matkowitzsch hätte es doch merken müssen! So heiß hatten ihre Küsse nie gebrannt wie jetzt — da sie einem anderen zugebacht waren. Ihre Wärme, die ihn hätte warnen sollen, wiegte ihn nur noch tiefer in seine Sicherheit.

Die Welt voller Herrlichkeiten, nach der es Angelina so oft über die Kimmung der Puzta hinausgezogen — die Welt, die sie in schlaflosen Nächten geschaut — hatte Callini leidhaft durchwandert. Er war, ehe ihn ein unbekanntes Ereignis, vielleicht auch galantes Erlebnis an die Peripherie vertrieb, bei Hofe gewesen und drehte nun vor der aufstrebenden Runde so ruhig seine Schnurren, als sei es was Alltägliches, den Kaiser und die Fürstlichkeiten, die Magnaten und Minister am Werke zu sehen, im Heim zu belauschen. — Was er da lachenden Mundes erzählte, war Weltgeschichte, der geheime Schlüssel zu den Ereignissen. Man hatte sie ja in der Zeitung gelesen. Aber daß sie so kleinlich zustande gekommen, hatte man nicht geahnt.

Gabriel Matkowitzsch schwelgte in der Gegenwart des Hauptmanns. Er wurde so klein vor ihm, daß Callinis Verlangen nach Angelina über Gabriel wegsprang, ohne ihn zu berühren. Drüben aber die schöne Frau schien die Arme zu öffnen und ihr Mund sagte: „Küsse mich, Du mein großes Abenteuer, nimm mich, Du Herr, ich will Deine Sprache reden!“

Zwei Monate später war Angelina mit dem Conte eins: sie würde sich scheiden lassen — und sie wollten fort — aufammen in die Ferne.

Sie rechneten gut. Als Gabriel Angelina heimgeführt, hatte er nicht nach ihren Vermögen gefragt. Wozu auch — da doch keines da war? — Aber er hätte nicht vollkommen den Edelmann zu spielen gemeint, wenn er ihr nicht das seine zur Gütergemeinschaft verschrieben hätte. Es wird ein schwerer Reichtum werden. Der Conte hat etwas und Angelina viel. Da werden sie in Freuden leben.

Eines Tages kündigte die Broder Vermögensgemeinde ein ungeheneres Gebiet der alten L. L. Grenzländer zum Verkaufe an. Duzendmal war das geschehen, ohne daß sich Gabriel Matkowitzsch an die Sache gewagt hätte. Er war zu sehr an den sicheren Bauernhandel mit Pflaumenbranntwein und sauren Heringen gewohnt, als daß ihm Unternehmungen mit Hunderttausenden in den Sinn gekommen wären. Heute zum erstenmal dachte er an so riesige Möglichkeiten. In Callinis Gesprächen hallte der Geist einer Millionen verschleudernden Menschenklasse, der Millionen erwerbende Schlausüchse gegenüberstanden. Gabriel Matkowitzsch verlor die Achtung vor dem Kreuzerwucher.

Er sann und sann — dann ging er hin und verlangte von der Bank in Eslegg eine unerhörte Summe.

Lange, ehe man ihm zusagte, rief ihn sein Advokat, Dr. Werbaitzsch, zu sich ins Bureau. Gabriel Matkowitzsch kam mit unglaublich würdevollem Gesichte. Man ist jetzt Großhändler — man klagt nicht mehr Slowaken auf Branntwein!

„Herr“, begann der Advokat, „halten Sie mich für Ihren guten Freund?“

„Gewiß,“ meinte Gabriel Matkowitz in dem Tone eines Menschen, der Gnaden zu vergeben hat und erwartet, darum ausgesprochen zu werden.

„Na also — wenn Sie mich dafür halten, dann sage ich Ihnen: Sie sind im Begriffe, eine grandiose Dummheit zu machen.“

„Herr —!“ Matkowitz fühlt nicht sich beleidigt, sondern etwas, was er mehr liebt — sein neues Unternehmen.

„Jatwohl, eine Dummheit! Sie haben schon einmal eine gemacht — trotz meinen Warnungen. Sie wissen doch?“

Matkowitz weiß und lächelt: die Vermögensgemeinschaft im Heiratsvertrag.

„Was Sie jetzt tun wollen, ist aber noch phantastischer. Sie nehmen so und so viel Tausender aus der Bank?“

„Woher wi —?“

„Lassen Sie — woher ich's weiß, ist gleichgültig. Eslegg ist ein Nest, man erfährt alles. Hören Sie mich an, Matkowitz. Sie tun mir leid! Sie haben sich geradert und sich Ihre Lage mit den Bauern herumgebalgt. Jetzt sind Sie daran, mit einem Schläge alles zu verlieren. Das möchte ich nicht! — Ich sage Ihnen etwas, was Sie noch nicht wissen: Ihre Frau will sich von Ihnen scheiden lassen. Wenn Sie nun trotzdem die Broder Wälder kaufen wollen, tun Sie's. Aber Sie werden Ihrer Frau nicht zahlen können — und der Krach ist da!“

Gabriel Matkowitz zuckt mit keiner Wimper. In rasender Eile schießen ihm die Gedanken. Was er monatelang nicht verstanden hat, versteht er, hundert Einzelheiten treten ihm auf einmal ins Hirn, das unendlich vertwickelte Räderwerk greift im Nu Zahn um Zahn ein und schwirt.

Gabriel Matkowitz steht auf und hält sich an der Tischkante fest, um den Zusammensturz seiner Träume zu überdauern.

Er heißt seine Unterlippe blutig, sieht Dr. Werbanitsch fest an und geht stumm.

Ja — und tausendmal ja! Der Mann redet wahr! Angelina will sich scheiden lassen! Darum das — und darum jenes, was er bisher nicht beachtet hat. Es stimmt, es stimmt!

Er wandt zu seinem Wagen. „Nach Solowgaj!“ krächzt er. Und kaum setzt sich der Wagen in Bewegung — hier mitten in der Stadt, ganz Kessalu entlang, heult und krümmt sich Gabriel Matkowitz, daß die müßigen Leute stehen bleiben und nachgaffen und der Kutscher sich für ihn schämt.

Vor der Maut wird das Geulen — Jersim. Angestrichelt treibt der Kutscher die Gänse an — mit blühenden Blicken von der Straße weg rückwärts nach dem verzweifeltsten Herren.

In Solowgaj springt Gabriel Matkowitz vom Wagen und stürmt in die Stube seines Pächters. Niemand ist zu Hause. Matkowitz sperrt sich ein und läuft um den kleinen Tisch herum — zwei, drei Stunden. Draußen fährt der Kutscher auf und ab und läßt die dampfenden Pferde.

Die Pächterleute kommen heim und möchten eintreten. Matkowitz säreist sie an und verschneucht sie. Sie wechseln einen Blick mit dem Kutscher.

„Geht hinein und fragt ihn, ob ich warten soll“, gibt der zur Antwort. Es kostet ihm aber Jureden, ehe sie sich trauen.

„Warten!“ gibt Matkowitz kurz zurück.

Dann wird's dem Kutscher zu lang — er spannt in der Schenke aus und stütert. — Auch den Pächterleuten wird's zu lang — sie gehen auf den Heuboden schlafen.

Drinnen in der Bauernstube aber steht Gabriel Matkowitz am Fenster und späht in den Abendhimmel. Ihn blendet nicht das blendende Gold, ihm glitzern nicht die glitzernden Sterne — er sieht nichts, er sieht nichts, er denkt nur.

Sein Jorn ist schon lang verraudt. Er hat so lichterloh gebrannt, daß er alles in ihm verzehrt hat.

In der kühlen Dämmerung des nächsten Morgens findet er sich erst. Die gadernden Hühner, das muhende Vieh, die Tritte erwachter Menschen, ein knarrendes Tor — all' die Geräusche des Morgens im Bauernhof erwecken ihn.

Als er um sechs Uhr nach Dolina fährt und ihm die neuen Sonnenstrahlen wohligh den Nacken wärmen, da ist er wieder Gabriel Matkowitz, der Mann, der weiß, was er tun will.

Angelina ist eben aufgestanden. Er begrüßt sie mit einem Kusse. Ihn freut's, daß er ihr an Schlaueit über ist. „Du bist doch nicht besorgt gewesen, mein Schätzchen — wie? Aber daran wirst Du Dich jetzt gewöhnen müssen — ich werde öfter ein paar Nächte wegbleiben.“ Daß ein schlecht verhehltes Frohlocken unter ihren Wimpern aufleuchtet, merkt er mit teuflischem Behagen.

Dann geht er in sein Bureau und arbeitet fieberhaft.

Mittags pocht er an die Türe der Offiziersmesse. Die Herren sind über den ungebetenen Gast nicht wenig erstaunt — und auch v. r. legen. Man verkehrt ja mit Gabriel Matkowitz, gewiß! Aber für jo vollwertig, daß er hierher dringen dürfte, hat man ihn doch nie genommen!

Indessen setzt sich Gabriel Matkowitz einfach neben Conte Callini. „Lieber Freund“, beginnt er — man höre nur: lieber Freund! — „ich muß für einige Wochen verreisen. Meine arme Frau bleibt allein zurück.“

Callini wird unruhig.

„Allein zurück. Und da braucht sie doch einen Schuß.“

Callini wird's peinlich. Schon darum, weil ihn der Kerl in der nächsten Sekunde öffentlich duzen wird.

„Wer sollte sie schützen? — Du? —“

Die Leutnants grinsen, die Hauptleute schmunzeln. Der Herr Major ist indigniert.

„Ich verlange viel von Dir, lieber Graf, ich weiß, aber da ich mit niemand auf so gutem Fuße stehe, wie mit Dir, kann ich mich auch an niemand andern darum wenden.“ Er erhebt sich, hält die Hand hin, Callini legt verblüfft die seine hinein. „Dein Ehrenwort also, lieber Freund, daß Du, wie lange ich auch wegbleibe, meine Frau wie eine Schwester hüten wirst. — Dein Ehrenwort, die Herren haben es gehört!“

Gabriel schüttelt die willenlose Hand des „Freundes“ und ist schon fort, ehe Hauptmann Conte Callini noch Luft erschnappt hat.

Am Nachmittag hebt Gabriel Matkowitz zweimalhundertfünzigtausend Gulden in der Bank zu Eslegg.

Seine ganze Habe hat er für das Darlehen verpfändet — und ist jetzt über alle Berge!

Dieser „Schurk“, der Matkowitz! Auch die vielen Dugende von Wechseln aus den „besten Kreisen“ hat er bei der Bank deponiert, ehe er nach Amerika ging!

Kleines feuilleton.

R. Städte, die in einem Tage erbaut wurden. Als einen „Triumph der Arbeit“ hat man es gepriesen, daß der weitläufige Gebäudekomplex des „Neuen Schauspielhauses“ in Berlin in 240 Tagen aufgeführt worden ist; aber es gibt noch andere Wunder schnell aufgeführter Bauten, die die des Berliner Architekten weit hinter sich lassen. So erzählt eine englische Zeitschrift von „Städten, die in einem Tage erbaut wurden“. Ein solcher blühschneller Städtebauer war George Chesterton Cornwell, einer der ersten Pioniere australischer Kolonisation in Viktoria, der vor kurzem gestorben ist. Vor fünfzig Jahren nahm er an der Entdeckung der großen australischen Goldfelder teil und erbaute die Stadt Canbostown am Emerald-Hügel. Diese Stadt wurde buchstäblich in einem Tage erbaut. So unglaublich es auch erscheinen mag, so wußte er doch innerhalb 24 Stunden gewaltige Unterkunftsstätten für 80 000 Menschen zu schaffen. Auch die Stadt Custer in Colorado ist in einem Tage emporgestiegen. Sie besteht aus circa 500 hölzernen Häusern, die alle zwischen Sonnenaufgang und Sonnenaufgang hergestellt wurden. Das Material dazu war bereits sei langem herbeigeschafft worden und bestand aus ganzen Teilen hölzerner Wände, aus sorgfältig behauenen Balken und aus Dächern in zwei Teilen, die nach sorgfältigen Anordnungen und genauen Plänen gefertigt waren. Jedes Stück eines jeden Gebäudes war numeriert und lag in schöner Ordnung nahe bei dem Bauplatz, an dem es gebraucht werden sollte, so daß alles im Nu aufgestellt werden konnte. Früh am Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen begann denn auch das lustige Zusammensetzen, bei dem nur die Stücke aneinandergesetzt und mit wenigen Nägeln fest verbunden werden mußten. Außer den Anstehlern selbst waren noch 2000 Menschen bei der Erbauung der Stadt tätig. Das größte der Häuser war ein Gasthaus, das zwei Stockwerke enthielt. In den fruchtbaren Gefilden von Oklahoma sprächen die Städte wie Pilze nach einem Regen hervor und sind gar manchmal in einem Tage fertig. Thomas City soll sogar in einem einzigen Nachmittage entstanden sein. Gleich wurde auch eine Zeitung gedruckt und in den Nachbarstädten verbreitet. Eine andere Stadt in Oklahoma, die wie ein Wunder plötzlich da stand, heißt Snyder. Sie wurde an einem Freitag erbaut. Um dieses merkwürdige Schauspiel zu genießen, waren schon beim Morgengrauen Tausende von Menschen um den abgesteckten Platz versammelt. Bis Freitag Morgen wurde niemandem gestattet, in dem Umkreis der geplanten Stadt sich anzusiedeln. Snyder war nur ein Name und ein Fleder ohne Häuser, ohne Eisenbahn und ohne Einwohner. Aber bald nach Sonnenaufgang war der Raum mit 10 000 Menschen angefüllt, und mit rasender Eile begann die Aufführung der Häuser. Eine Eisenbahnstation war schnell errichtet worden; bald fuhrenzüge hin und her; zwei Hotels, drei Banken und eine Anzahl Läden entstanden. Nicht weniger wunderbar war die Schöpfung der Stadt Lawton. 55 Minuten nachdem die Lage der Stadt festgesetzt war, waren schon 5000 Bauplätze in Angriff genommen und zwei Stunden später war die Bevölkerung auf 8000 Menschen angewachsen.

Musik.

Ein „jugkräftigeres“ Unternehmen als der neue Mozart-Sarl ist uns noch vorgekommen. Am vorigen Sonnabend wurde die musikalische Welt Berlins in den Eröffnungabend eines Saales gelodt, an dessen Wänden die Feuchtigkeit nur so ihre teuflischen Figuren gezeichnet hatte, und durch dessen viele Türen ein eifriger Zug den Herren und Damen an ihre mehr oder weniger gesellschaftlich überzogenen Leiber fuhr. Aber es galt, mit dem neuen Unternehmen so rasch wie möglich Geschäfte zu machen. Daß ein solches Unternehmen hauptsächlich eines künstlerischen Architekten bedurfte, dies scheint dem Publikum abichtlich verschwiegen zu werden. In Kunstkreisen herrscht gerechte Entrüstung darüber, daß die Leitung des eben eröffneten Musiktempels am Rollendorfplatz zwar ihre verschiedenen Raffinements laut verkünden ließ, dabei aber den Architekten fast ganz übergab. Man

kennt diese Weise, zumal in Deutschland, das seine Künstler nicht so wie Frankreich durch ein die Namensnennung forderndes Gesetz schützt. Darum darf wohl auch dem Referenten diese Uebersehensweise dieses musikalischen Gebietes zugute gehalten werden: in dem Proleten gegen eine derartige Behandlung von Künstlern muß die Öffentlichkeit einig sein.

Im übrigen befremmert uns die Architektur des in jenem Tempel enthaltenen neuen Konzertsalles nur als Dienerin der Kunst. Der Raum scheint akustisch sehr gelungen zu sein, und die vier nicht allzu tiefen Nischen, welche die Rechteckseiten wohlgefällig unterbrechen, scheinen nicht auch den Schall zu unterbrechen. Abgesehen davon haben die Wände jene mäßige Glätte, die für Akustik am zweckmäßigsten sein dürfte. Die Beleuchtung geschieht ganz oben durch Vogenlicht, weiter unten durch Glühlicht, so daß hier die Augen geschont und doch stärkere Lichtfluten freigelassen werden. Davon und etwa noch von den Metallkörpern abgesehen, ist aber der Saal auch im übertragenen Sinne des Wortes so kühl, wie er es im unübertragenen Sinn ist; die allbekanntesten Ornamentformen eines modernisierten Empire langweilen auch hier.

Jrgend ein Versuch, den modernen Vorschlägen für unsichtbares Orchester und dergleichen entgegenzukommen, wurde natürlich nicht gemacht. Doch selbst wenn eine derartige Neuerung eingeführt worden wäre: über die geschmacklose Zusammenstellung des überlangen Programms würde sie uns doch nicht hinweggetäuscht haben. Es kamen, nach 20 Minuten Verspätung des Anfangs, vier Stücke von Mozart und drei von Beethoven; darunter im ganzen zwei Ouvertüren von jener dramatischen Bedeutung, um derentwillen derartige Werke dem Konzertsaal fernbleiben sollten. Eine Spieluhr-Phantasie Mozarts wurde unnötigerweise als Orchesterstück vorgeführt. Eine von jenen wundervollen „Serenaden“ (Abendmusiken), die unseren Komponisten gleichsam immer wieder neu entdecken lassen, enthielt besonders in ihrer Romanze und in ihrem Trio Tonschätze, wie man sie kaum schöner denken kann. Wie kommt aber all dieses Liebliche und fein künstlerische des bereits 1791 gestorbenen Komponisten in einen Saal hinein, der eigens nach ihm benannt ist und doch gerade seines Geistes Hauch am wenigsten verspüren läßt?!

Daß der sonore Sopran von Edyth Walker und die Violinkunst von Henri Marteau den Glanz des Abends erhöhten, bedarf nicht erst kritischer Detaillierung. Dem Dirigenten Paul Brill sei unser Glückwunsch dargebracht zu seiner selbständigen Art! Er gibt wie nicht bald ein anderer Dirigent dem Werke scharfe, charakteristische Linien. Wo dagegen diese Kunst weniger am Platz ist, dort macht sich doch wieder ein Mangel an abwechselnder Gestaltung fühlbar. Dies z. B. in dem Andante von Beethovens fünfter Symphonie, deren Zeitmaße mit Recht etwas langsam genommen wurden.

Hoffentlich macht der „Prunk ohne Pracht“ des Saales nicht Schule.

Kunst.

e. s. Spanische Künstler der Vergangenheit und Gegenwart bringt der Kunstsalon von Schulte zur Ausstellung. Die spanische Kunst blühte plötzlich auf. Sie fügt sich den Niederlanden, Italien und Deutschland erst spät an. Denn aber stellt sie bald in Galesquez einen Künstler hin, der neben den besten Namen der Kunstgeschichte besteht.

Unter den spanischen Malern der Vergangenheit festelt am meisten Goya, dieses seltsame Talent vom Ausgange des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, der eine neue Zeit ahnen läßt. Am feinsten präsentiert er sich hier in dem Bildnis einer ruhenden Dame, ein Bild, dessen vornehme, schwarze Farben, mit den wenigen helleren Nuancen, einen sehr gewählten Eindruck machen und sich sofort einprägen. Dann muß man seine Männerporträts beachten, in denen er kräftigsten Ausdruck mit feinsten Malerei verbindet. Eigenartig sind seine kleinen, beinahe phantastischen Bildchen, in denen er so unbefangener, daß man an Berechnung glaubt. Szenen, die er zufällig vielleicht beobachtet, momentan festhält, Szenen aus den Kämpfen der Geislichkeit mit der andredenden Aufklärung, hinterlistige Ueberfälle, Vergungen Gefenker.

Als moderner Vertreter ist Gaste Lucho in den Vordergrund gestellt. Er ist ein Vielkünstler, dessen Talent außer Frage steht. Ob er aber ein Eigener ist, einer, der neue Regeln aufstellt, neue Anschauungen prägt, das steht dahin. Mit einer fabelhaften Geschicklichkeit verschmilzt er nationale Eigentümlichkeiten — die Vorliebe für das Effektvolle, das Lebhaftige in Farbe und Geste — mit internationaler Kunstübung. Er eignet sich alles an, was heutzutage als moderne Manier von Paris kommt, aber er bleibt in jedem Zoll Spanier. In diesen Bildern ist er oft grell. Mit Vorliebe stellt er Tänzerinnen in bunten Kostümen — zitronengelb — vor dunklen Hintergrund. Seine gewandte Pinselführung entschädigt für das Schwablonenhafte der Mache. Dann sieht man Porträts, in denen er ganz glatt und kaltig wird; Bilder, bei denen man über die Geschmacklosigkeit erstaunt. Sieht man dann aber wieder die in breiter Manier locker gemalten Kinderbilder, die aufs feinste zu matten Farben abgestimmten Arbeiten — ein tiefes Schwarz mit einem sanften Violett und zartem Grün — so muß man den Geschmack anerkennen. Kurz, Gaste Lucho ist ein virtuoser Kömmer, der sich ge-

achtet. „Aber nicht, was Geltung hat oder haben wird, und mit Verbe trägt er seine auf diese Weise gewonnenen Anschauungen vor.“

Außer diesen Spaniern lenkt noch der Klub Berliner Landschaftler die Aufmerksamkeit auf sich. Liebtke, Hartig, Kloss, Sandrod, Wendel. Es gelingt ihnen, die wechselnden, ebenso zarten wie ausdrucksvollen Farbenstimmungen der Mark festzuhalten. Namentlich Wendel beweist ein feinfühliges Auge in manchen feinen Naturauschnitten, über deren Farben ein dinstiggrauer Schimmer liegt. Kräftiger ist Hartig, der zeichnerisch manch gute Beobachtung festhält, den „Jahrmarkt“, den „Zirkus im Dorf“. Liebtke liebt die großen, düsteren Stimmungen über weiter Landschaft, am Abend und bei Nacht. Sandrod führt uns nach Hamburg, er weiß Hafenbilder fein abzustimmen, den weißlichen Himmel, das dunkelgraue Wasser, die schwärzliche Silhouette der Stadt. Es ist viel Leben in seinen Arbeiten. Kloss gibt in einer ganzen Reihe kleiner Aquarelle Motive aus der Mark, mit guter Beobachtung und dem Hinstreben zu einer Eigenart in der Farbe.

Von dem verstorbenen Maler Hausmann, der in der Jahrhundertausstellung Aufsehen erregte, sind viele Bilder aus dem Nachlaß zu sehen. Am besten sind die Strandbilder, in denen der Künstler den gelben Sand so geschickt als Hintergrund benutzt, von dem sich das bunte Volk der Schiffer, hingelagert, malerisch abhebt. Noch höher stehen die Arbeiten, in denen Hausmann bewußt auf eine konzentrierte Farbigkeit hinarbeitet, Geistliche in rotem Ornat reihenweise zusammensitzend oder auf dunkelgrünem Teppich im großen Raum klein zusammenlauend, oder Galeerensträflinge in roter Kleidung. Die Farben sind aber immer so abgestimmt, daß die Anhäufung nicht verlezt, vielmehr die Schönheit unterstützt. Er kommt auf diese Weise schon zu ganz modernen Farbenstimmungen.

Zum Schluß kommen wir wieder zu den Spaniern zurück. Von Mezquita, einem jungen spanischen Maler sind noch große Figurenbilder ausgestellt. Mezquita ist nicht so vielseitig wie Castelucho. Er hat mehr Sammlung, Konzentration. Er stellt Typen aus dem Volke zu großen Gruppenbildern zusammen, er hat dabei in der Wiedergabe eine ungemein sichere, kräftige Hand. Die Charakteristik ist äußerst scharf; ein dunkler, malerischer Gesamttön herrscht in seinen Bildern.

Humoristisches.

— Zur Fleischnot. „Wir wollten uns erlauben, Eurer Majestät eine untertänige Bitte demütigst vorzutragen: Da die Preise der notwendigsten Lebensmittel bis zu unerträglichlicher Höhe emporgestiegen sind, wird die Lebenshaltung immer teurer, so daß wir . . .“

„Schon gut! Ihr wollt mich bitten, meine Ziviliste zu erhöhen? Soll geschehen. Adieu!“ —

Klage.

Schwierig ist der Sitz auf hohen Thronen
Weil, wenn privatissime man flucht,
Ein Lakai die Emanationen
Oder ein Minister tageducht.

So ergreifen manche Dissonanzen
Plötzlich einen weiten Leserkreis,
Welcher die gegebenen Distanzen
Leider häufig nicht zu wahren weiß.

Wäre ich ein Fürst von Gottes Segen,
Dann so engagiert ich sorgenschwer
Mein gesamtes Personal nur gegen
Einen diesbezüglichen Nebers.

(Kataköstr im „Simplicissimus“).

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne veranstaltet am Sonnabend im Rathhause einen Valladenabend unter Mitwirkung von Maria Solgers, G. Manz und des Konzertsängers H. van Ewehl. — Renaufnahmen sind im laufenden Spieljahre nicht mehr möglich. —

— Polizeiverbot. Das Breslauer Polizeipräsidium verbot die Aufführung des Theaterstücks „Die Teufelsküche“ von Adolf Paul an den vereinigten Breslauer Theatern. Gründe unbekannt. —

— Gorkis Pläne. Maxim Gorki ist von dem ungasitischen Amerika zurückgekehrt. Er landete in Neapel, herzlichst von sozialistischen und gewerkschaftlichen Delegationen begrüßt. Das neapolitanische Proletariat veranstaltete eine große Ehrung für ihn und die russische Revolution. Gorki beabsichtigt sich in dem lieblichen Sorrent längere Zeit aufzuhalten und dort drei Bände über Amerika und einen Roman zu vollenden, in dem er die wahren Ursachen der Leiden des russischen Volkes klarlegen will. —